



Der arme Mann und der Rabenkönig

Ein ukrainisches Märchen.
Nacherzählung von Frau
Röpcke, Enricos Mutter.

Es war einmal ein armer Mann, der besaß nichts außer einem Stückchen Ackerland und zwei kleinen zotteligen Ochsen. Er wohnte mit seiner Frau und vielen Kindern in einer winzigen Hütte. Manchmal wusste er nicht, wo ihm der Kopf stand, wenn diese weinten und vor Hunger schrien.

Eines Tages ging der Mann mit dem jüngsten Sohn auf seinen kleinen Acker. Und er begann, den Acker mit den Ochsen zu pflügen. Er pflügte und pflügte. Plötzlich verfinsterte sich mit einem Male der Himmel, so, als wäre es Nacht geworden.



Erstaunt schaute der arme Mann zum Himmel empor und er erblickte einen riesigen Vogel. Der Schnabel des Vogel und seine Krallen waren wie eiserne Haken. Seine Schwingen waren so groß, dass sie die Sonne verdeckten. Der Riesenvogel ließ sich auf dem Acker des armen Mannes nieder und bedeckte mit seinen Schwingen nicht nur den Mann, sondern auch dessen Sohn und die zotteligen Ochsen. Der Mann erschrak sich sehr. Dann sagte der Vogel mit menschlicher Stimme: „Sprich, Mann, was soll ich dir nehmen? Deinen Sohn oder die Ochsen? Meine Kleinen sind ausgehungert und brauchen einen großen Happen!“

„Nimm mich!“, sagte der arme Mann. „Dich nehme ich auf keinen Fall“, erwiderte der fürchterliche Vogel. „Zuviel Tabak hast du geraucht, so dass dein Fleisch wie geräuchert ist; meine Kleinen würden krank davon werden. Gib mir deinen Sohn oder die Ochsen!“ Da dachte der arme Mann: „Kinder habe ich viele. Gebe ich diesen Buben weg, bleiben uns immer noch genug. Ochsen aber habe ich bloß zwei. Wie soll ich ohne Ochsen den Acker zu Ende pflügen, Holz aus dem Walde holen, wie das Stückchen Brot zum Leben verdienen?“

Der Vogel aber wurde nun ungeduldig: „Antworte mir kurz und bündig: Was gibst du mir?“ Bei diesen Worten scharrte der Vogel mit den Krallen die Erde auf. Der Mann schaute sich diese Krallen an, und es tat ihm leid um den Sohn. „Komme, was will!“ dachte er, diesen schrecklichen Krallen liefere ich mein Kind nicht aus!“

„Dein Glück, dass du die Ochsen und nicht den Buben hergibst“, sprach der Vogel.

„Nun höre gut zu: für die Ochsen werde ich gut bezahlen. Schicke alsbald einen deiner Söhne in mein Schloss. Ich gebe ihm all das, was er von mir begehren wird.“ „Und wo befindet sich dein Schloss?“, fragte der Mann.

„Dein Sohn findet mein Schloss hinter grünen Almen und hinter dichten Wäldern auf einer silbernen Wiese. Er frage nur, wo der König der Raben wohnt.“ Dann packte der Vogel mit den Krallen die Ochsen und flog davon.

Traurig kehrte der Mann nach Hause zurück.

„Wo sind denn die Ochsen?“ fragte die Frau. Als ihr der Mann alles erzählte, ward auch sie tief betrübt.

„Was soll nun aus uns werden? Wie wird uns der Boden Brot hergeben, wenn der Acker nicht gepflügt, wenn der Samen nicht gesät ist?“

„Weinet nicht mehr, Mütterchen!“, sprach der älteste Sohn. „Sogleich werde ich zum König der Raben gehen und die Zahlung für die Ochsen holen.“

Die Mutter weinte noch heftiger: „Geh nicht fort, mein Kind, jener furchtbare Vogel wird dich fressen. Mag kommen, was will!“ Aber der Sohn antwortete: „Pack mir Mutter einen Brotlaib und eine Zwiebel in den Sack und gib mir deine Segenswünsche auf den Weg mit“.



So begab sich der älteste Sohn auf die Suche nach jenen grünen Almen, jenen dichten Wäldern und dem Schloss auf der silbernen Wiese, wo der König der Raben wohnte.

Er überquerte eine Weide, erklimmte einen Berg und gelangte in einen dichten Wald.

Der Hunger plagte ihn sehr. Er setzte sich unter einen Strauch und machte sich ans Essen. Da sah er einen schwarzen lahmen Raben heran hüpfen.

„Würdest du mir nicht“, bat der Rabe, „ein kleines Stückchen Brot abgeben? Mich hungert es so sehr.“

„Such dir selber was zum Picken! Ich bin schrecklich hungrig und habe noch einen weiten Weg vor mir“, sagte der älteste Sohn.

„Wohin führt dich dein Weg?“, fragte der Rabe.

„Ich suche die silberne Wiese, auf der das Schloss des Rabenkönigs steht.“

„Nimm mich auf deine Schulter, denn auch ich will dorthin. Meine Flügel und meine Beine wollen mir nicht mehr dienen. Ich zeige dir dafür den Weg.“

„Wie soll ich dich tragen?“, erwiderte gleichgültig der Knabe, „wenn meine müden Beine mich selber kaum noch tragen!“

Da hüpfte der Rabe weg, schwang die Flügel, erhob sich in die Lüfte und flog davon.

„Ha, was für ein listiges Federvieh!“, erregte sich der Knabe. „Und so einer wollte bequem auf meinen Schultern durch den Wald getragen werden!“ Er machte sich wieder auf den Weg. Allein fand er aber weder die silberne Wiese noch das Rabenschloss, verirrte sich und kam nicht mehr aus dem Walde zurück.



Der arme Mann und seine Frau warteten auf die Rückkehr ihres Sohnes. Tage und Nächte vergingen, vom Sohn kam kein Lebenszeichen...

Da sprach der mittlere Sohn: „Backt für mich einen Laib Brot und packt eine Zwiebel mit in den Sack! Ich werde den Bruder suchen gehen. Vielleicht finde ich auch die silberne Wiese und das Schloss des Rabenkönigs.“

„Gehe nicht fort, Söhnchen!“, bat die Mutter. „Irgendwie werden wir auch ohne die Zahlung des Rabenkönigs ein Auskommen haben. Dein Bruder wird eines Tages zurückkommen!“ „Ich gehe, halte mich nicht“, sagte der mittlere Sohn.

Der Knabe wanderte über grüne Almen und durch dichte Wälder. Er hoffte, bald das Schloss des Rabenkönigs und seinen Bruder zu finden. Dann verspürte der Knabe heftigen Hunger. Er setzte sich unter einen Strauch, holte das Brot und die Zwiebel hervor und aß. Plötzlich erschien ein lahmer Rabe vor ihm und bat um ein winziges Stückchen Brot.

„Dein König nahm uns die Ochsen weg“, sprach der mittlere Sohn, „dann mag er auch dich ernähren.“

„Nimm mich wenigstens auf die Schulter“, bat der Rabe, „damit ich, hungrig und lahm wie ich bin, nicht im Walde umkomme.“

„Möge dein König dich auf seinen Schultern tragen“, sprach der Knabe.

Da erhob sich der Rabe in die Lüfte und flog davon.

Verwundert startete ihm der mittlere Sohn nach, stand dann auf und setzte seinen Weg fort. Aber er fand weder die silberne Wiese noch das Schloss des Rabenkönigs. Auch er verirrte sich im Walde und fand nicht mehr zurück.

Viele Tage und Wochen warteten der arme Mann und seine Frau auf die Heimkehr der Söhne. Kein Lebenszeichen kam von ihnen.

Da sprach der jüngste Sohn zu seiner Mutter:

„Pack, liebes Mütterchen, Brot und Zwiebel für mich in den Sack. Vielleicht gelingt es mir, die Zahlung zu erhalten, die uns der Rabenkönig versprochen hat. Möglich, dass ich dabei auch die Brüder finde.“

Wieder versuchte die Mutter, es dem Knaben auszureden. Umsonst.

Der jüngste Sohn wanderte über Hochalmen und durch düstere Wälder. Endlich setzte er sich unter den gleichen Strauch, wo einst seine Brüder saßen, um sein Brot zu essen.

Dann erschien wieder der lahme Rabe und bat den Knaben um ein Stückchen Brot.

Da schnitt der Knabe eine dicke Brotscheibe ab und gab sie ihm.

„Und gibst du mir auch ein Stückchen Zwiebel?“, fragte der Rabe.

„Du Armer, ich habe Essen genug, ich gebe es dir gern.“

Der Rabe aß auf, bedankte sich vielmals und fragte:

„Wohin führt dich dein Weg, lieber Knabe?“

„Ich will zu der silbernen Wiese gelangen. Auf dieser Wiese steht ein silbernes Schloss, im Schloss aber wohnt der Rabenkönig. Auch meine Brüder sind sicherlich dort.“

„Nimm mich auf die Schulter“, bat der Rabe, „meine Flügel sind zu schwach.“ „Warum nicht? Noch nie trug ich einen Raben auf der Schulter“, erwiderte der Knabe lachend und nahm den Raben auf seine Schulter. Und die beiden



machten sich auf den Weg. Der Rabe flüsterte ihm dauernd zu:
„Nach rechts! Nach links! Nun geradeaus!“
Zwei Tage und zwei Nächte gingen sie durch den finsternen Wald. Plötzlich tat sich der Wald auf, und sie standen vor einer großen Wiese. Aber was für eine Wiese war das! Das Gras und die Blumen waren aus Silber.

Inmitten der Wiese erhob sich ein silberner Fels. Auf seinem Gipfel stand ein wunderschönes Schloss. Der Knabe hatte nicht einmal im Traum eine solche Pracht gesehen.

Da sprach der Rabe:

„Das ist das Schloss meines Königs. Dafür, dass du so gut zu mir warst, gebe ich dir einen Rat: Fragt dich mein König, was du für die Ochsen willst, sage ihm, er möge dir das geben, was er unter sein Haupt legt, wenn er schlafen geht.“

Sprach's und verschwand.

Der Sohn des armen Mannes machte sich an den Aufstieg. Oben angekommen, empfing ihn schon die Schlosswache und führte ihn geradewegs in den Thronsaal, wo der Rabenkönig saß.

„Nun, da es dir gelang, mein Schloss zu erreichen, muss ich mein Wort halten. Sieh dir alle meine Säle an, und was dir am besten gefällt, das darfst du mitnehmen!“

Drei Tage und drei Nächte lief der Sohn des armen Mannes durch die königlichen Gemächer und hatte noch nicht einmal den zehnten Teil des Schlosses gesehen.

Da ging er zum König der Raben und sprach:

„Wunderbar sind alle deine Gemächer, oh König! Vieles habe ich gesehen, vieles hat mir sehr gefallen. Aber was soll ich mit all dem Reichtum beginnen? Gib mir das, was du unter dein Haupt legst, wenn du schlafen gehst! Es reicht mir!“

Als der Rabenkönig dies hörte, wurde er furchtbar wütend: „Dies geschah, weil einer von meinen Raben dem Knaben einen solchen Rat gab!“

Nun versuchte der König, dem Knaben dessen Wunsch auszureden: „Alles, was du dir nur wünschen kannst, werde ich dir geben, wenn du von deiner Bitte ablässt!“

„Ich möchte aber nichts anderes!“, beharrte der Knabe.



Was blieb da dem Rabenkönig anderes übrig? Er holte unter dem Polster seines Bettes eine winzige Mühle, die gleiche wie alle anderen Mühlen, mit denen zu jener Zeit der Kaffee gemahlen wurde.

„Hier hast du, was du begehrtest! Aber nimm und verschwinde aus meinen Augen, damit ich dich nicht noch mit dem Schnabel zerhacke!“ rief der König zornig.

Der Knabe erschrak, legte die Mühle in den Sack und rannte so schnell er konnte davon.

Erst in dem dichten Walde hielt er inne. Er setzte sich hin, stellte die Mühle vor sich auf den Boden und suchte im Sack nach einem Stückchen Brot. Jedoch war der Sack völlig leer.

»Schlecht hat mich der lahme Rabe beraten“, dachte der Knabe.

„Hätte ich mir nur etwas von den Schätzen des Rabenkönigs ausgesucht, dann wäre ich jetzt besser dran!“

Ich werde hier gewiss noch vor Hunger umkommen“, sprach der Knabe betrübt. „Wenn doch jetzt nur vor mir ein Tisch erschiene, voller Speisen und Getränke, wie ich ihn in des Rabenkönigs Schloss gesehen habe!“

Während er das vor sich hinsprach, drehte er an dem Griff der Mühle.

Im selben Augenblick stand auch schon vor dem Knaben ein Tisch, der war voll der köstlichsten Speisen und Getränke.

„Ach, sieh mal einer an, was das Mühlchen kann!“ , wunderte sich der Knabe.

Aber war er doch sehr traurig: „Wie kann ich allein mit dem Essen beginnen, wo doch Vater und Mutter, die Brüder und Schwestern hungern müssen?“

Da drehte der Knabe abermals an dem Griff der Mühle und sprach:

„Mögen Vater und Mutter, mögen alle meine Brüder und Schwestern hier erscheinen!“

Augenblicklich saßen auch schon alle, die er gerufen hatte, um den Tisch: Vater und Mutter, Brüder und Schwestern.

Darauf kehrten sie alle froh nach Hause zurück und lebten glücklich und zufrieden.

Was immer sie auch begehrten, die Mühle schaffte es ihnen herbei.

